

Nr. 86. **Bromberg, den 12. April 1930.**

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(27. Fortsetzung.)

Die Clari-Marie war allein bei der Severina. „Habt Ihr den Jaun gerufen, Base?" fragte diese. Sie lächelte wieder und blickte ganz froh. „Ganz lang bin ich jetzt nicht mehr drüben gewesen", sprach sie weiter.

„Ja, ja", gab die Clari-Marie zurück, ging hinaus und kam wieder. „Der Pfarrherr wird auch kommen nachher", sagte sie jetzt.

Da sah die Severina einen Augenblick vor sich hin auf die Decke. Ihre Lippen zuckten. „Muß — muß ich sterben, Base?" fragte sie. In ihre Augen sprang das Wasser, und dann schluchzte sie so bitterlich, daß die starke Clari-Marie die Zähne verbiß, auf daß sie nicht flenne, sie nicht, die Clari-Marie, die in ihrem Leben nie geflennt hatte.

„Der Jaun holt die Medizin", sagte sie dann, „sie sagen, er sei geschickt, der Jaun." Ihre Stimme war schon wieder fest. Aber die Severina fuhr auf: „Aber Ihr, Base — wenn Ihr nichts mehr wisset für mich! Und Ihr wisset —"

Die Clari-Marie kniete ans Bett nieder, schwer, gemach, mit beiden festen Armen griff sie übers Lager und faßte die Hände der Severina, daß sie sie falten mußte. „Vater unser", begann sie, und betete weiter und hob wieder an: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!" Das war die Art, die sie hatte, den Leidenden und Sterbenden Hilfe zu bringen; lag es in ihrer Stimme oder im Griff ihrer Hände oder in ihrer Nähe nur, wie sie schwer, stark und ruhig kniete — die Severina, die ein Staunen fassen wollte, konnte nicht anders, sie schluchzte die Worte nach, die die Clari-Marie sprach, und ihre Stimme erstarkte an der der andern, sie selber wurde ruhig, und es war ihr, als wehe eine Kühle sie an, die wohl tat, und würde ihr das Herz weit und groß. Jetzt betete sie, sehnsüchtig, inbrünstig, mit weitem, klopfendem Herzen: „Vater unser, der du bist in den Himmeln."

Der Jaun kam zurück. Sie hörten ihn keuchend durch den Flur kommen; in der Stube aber trat er sacht auf, und in die Kammer kam er leise herein.

„Gebt mir Wasser", sagte der Jaun zur Clari-Marie. Die brachte das Verlangte. Dann gab er der Severina ein Pulver. Indessen brachte die Cille das Eis. Der Jaun legte die Umschläge an. Die Severina lag ganz still und sah auf seine Hände, die immer zitterten. „Jetzt wirst dann schlafen können", sagte er.

Die Severina lächelte wieder. „Meinst, kannst mir helfen, Jaun?" fragte sie, still aus den Kissen blickend.

„Ja — ja —" stammelte er, und sein Gesicht war heiß. Da strich sie mit der Hand über die seine. „So schlaf' ich jetzt", sagte sie.

Er nickte nur und ging in die Stube. Die Clari-Marie kam hinter ihm her. Die Cille setzte sich zu der Severina.

Draußen war der Jaun ans Fenster getreten. „Ich will zum Pfarrer schicken", sagte die Clari-Marie leise, die die Schlafkammertür hinter sich zugemacht hatte.

„Ja", gab er zurück; er schien kaum zu wissen, zu was er ja sagte. Er legte die Hand an den Kopf und sann und ließ die Hand wieder sinken.

„Dem Hansi will ich auch berichten", sagte die Clari-Marie wieder. Diesmal klang es wie eine Frage, und sie stand hinter ihm, als müßte er sich umwenden und ihr das sagen, was sie nicht fragen wollte: Hast — hast also auch keine Hoffnung wie ich?

Er wendete sich wohl kurz um, aber nur um gleich wieder aus dem Fenster zu blicken, die Hand an der Stirn, grübelnd. „Ja", sagte er wie vorher, der Clari-Marie zur Antwort. Die ging zur Tür.

Als sie hinaus war, trat der Jaun vom Fenster weg, maß zweimal die Stube und stand wieder still, immer grübelnd. Hast nichts gelernt, was noch helfen könnte! schrie es in ihm; und dann war ihm, als müßte er fortstürzen, irgendwohin, laufen, bis der Atem versagte! So drängte die Qual in ihm. Dann nahm er sich gewaltig zusammen und ging wieder zitternd hinein zu der Severina, zu sehen, ob sie schliefe.

Der Pfarrherr kam im Ornat, den Sigrist im Begleit. „Gerade oft muß ich jetzt daher kommen", sagte er unter der Tür zur Clari-Marie, die nicht vor ihm, aber vor dem Allerheiligsten das Knie bog. Dann amtete er in der Kammer der Severina, und die Clari-Marie wohnte bei.

Als der Pfarrherr sich wieder entfernt hatte, blieben die drei mit der Severina allein. Die hatte geschlafen, aber je mehr der Tag sich dem Abend zuneigte, desto höher stieg das Fieber, bald war sie nicht mehr bei Sinnen und redete irr. Vom Hansi redete sie, der in der Kehlehütte sitze, in dem warmen Nest mit der Claudi zusammen.

Sie phantasierte noch von dem Hansi seinem Glück, als der mit den Abendschatten selber ins Haus kam. Er trug einen Feiertagsanzug, ein rauhes, stattliches Gewand; in dem hatte er vor Monaten Hochzeit gehalten. Die Cille war die erste, auf die er traf. Sie war auf dem Weg zum „Löwen", neues Eis zu holen. „Was ist? Ist sie denn schon lange krank, die Severina? Ist es schlimm mit ihr?" fragte er hastig. Sein Gesicht war heiß vom raschen Lauf, sein dichtes braunes Haar feucht.

„Es geht nicht gut", sagte die Cille. Ohne Anhalten ging sie an ihm vrüber. Nachher war es ihm, als hätte er ein kurzes Schluchzen gehört. Er trat in die Wohnstube, die schon ganz dämmerig war. Der Jaun und die Clari-Marie saßen da, der Jaun am Tisch, die Clari-Marie am Ofen, beide müßig. Beide blickten auf, als er eintrat.

„Still, sie schläft wieder", sagte die Clari-Marie leise. Sie war aufgestanden, trat an den Tisch, wo der Jaun saß, rückte dem Hansi einen Stuhl hin und setzte sich zu ihnen auf die Fensterbank.

„Ich bin auf dem Taglohn gewesen", flüsterte der Hansi. „Erst jetzt hat sie mir's sagen können, die Claudi, ich bin so schnell gekommen, als ich konnte." Er neigte den breiten Oberleib weit über den Tisch, damit sie sein leises Sprechen verstünden. Die andern taten es ihm unwillkürlich nach.

Sie waren eine sonderbare Gruppe, drei Köpfe, der wohlgeformte braune des Hansi, der schmale kohlschwarze des Jaun, dessen Gesicht so weiß war, daß es durch das Dämmern der Stube leuchtete, und der graue, eckige der Clari-Marie.

„Ist — ist sie am Sterben?" fragte jetzt der Hansi wieder. Er sah die Clari-Marie an dabei. Die wendete das Gesicht dem Jaun zu; sie würgte an etwas.

„Kannst helfen?" fragte sie plötzlich; es klang rauh, obwohl sie ihre Stimme dämpfte wie die andern.

Leicht war das Wort nicht gekommen. Der Jaun fuhr wie aus einem Traum auf. Sein zerfahrener Blick ging über den Tisch hin; wieder zitterten ihm die Hände und die Lippen und die ganze Gestalt. „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" sagte er; das war fast gestöhnt, er biß die Zähne zusammen nachher, sie hörten das Knirschen.

Die Clari-Marie zog die Arme weg. „Das — das sagst mir zu leid", sagte sie zornig.

„Euch — Euch zu leid", stammelte er, „meint Ihr — ich — ich denke an Euch jetzt!?"

Das Elend sah ihm aus dem Gesicht. Er hatte die Worte im Aufstehen gesagt, beide Fäuste ein wenig gehoben, wie um den Worten Nachdruck zu geben.

Die Clari-Marie fror; mit unsicherer Handbewegung strich sie etwas am Kleide zurecht. Dem — dem da, dem Jaun, ging das Leben entzwei mit der da drinnen, mit der Severina, das sah einer ohne Reden! Und — und — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" hatte er gesagt.

Sie hielt sich am Tisch. Es erdbebnete! Feststehen, Clari-Marie, es geht in Stücke — alles — alles — feststehen, Clari-Marie!

„Willst — soll man's ihnen zu wissen tun, deinem Vater und deiner Mutter?" fragte sie plötzlich den Hansi; sie stand jetzt aufrecht, nur die Hand noch am Tisch, ganz leise bebte ihr die Stimme.

„Denen?" sagte der starke Hansi laut. „Denen beim Eid nicht!"

Er stand jetzt auch auf. Alle drei gingen sie leise in die Kammer hinüber. Die Severina fing an im Fieber zu sprechen.

25.

Das war eine Föhnnacht, die neunte, die die Severina krank war. Am Abend schon hatte der Wind in den Gassen gemurrt und sein sonderbares Wesen getrieben, bei dem den Bauern in den Hütten ist, als husche einer draußen gespenstisch dahin und dorthin, von Haus zu Haus, blitzschnell, jetzt am Dorfende stöhnend, jetzt am Dorfeingang fauchend und jetzt hornend aus einer weit entlegenen Kluft. Nun war er wild. Sausend strich er durchs Kamin des Zieglerhauses, auf dem Dache klapperten die Schindeln. Plötzlich schwieg er. Wenn der Föhn schweigt, ist es, als hielte das ganze Tal mit einem „Mein Gott, was will jetzt kommen", den Atem an. Bald kam er wieder — von fernher; ein Laut wie Rauschen schwerer Flügel kündete ihn an. Dann war er da. Ssssss! heran an das Haus mit einem Stoß, Brust gegen Brust, und die Mauer stöhnt und die Fenster zittern; in der Diele krachen die Balken!

„Das ist ein Wind", sagte die Severina. Sie war seit einer Stunde wach und hatte kein Fieber. Müde war sie und lag in den Kissen, die Arme zu beiden Seiten aufs Bett gelegt, als sollte das heißen: nur nicht rühren wenn ich nicht muß! Ihr Gesicht war noch immer gleich still und gleich weiß und gleich schön. Hatte schon einmal einer ein so heiliges Gesichtlein gesehen wie das der Severina!

Die drei waren noch immer bei ihr, die letztlich keinen Tag und keine Stunde von ihr gegangen waren, der Jaun, die Cille und die Clari-Marie. „Heut ist der Tag", hatte der Jaun am Morgen gesagt, als sie in der Stube gemeinsam eine kurze Mahlzeit genommen hatten.

„Heute", nickte die Clari-Marie, die die Worte sparte wie in ihrem Leben noch nie und doch nie redselig gewesen war. Am Nachmittag kam der Hansi, zu sehen, wie es ginge. Nach einer Stunde stieg er wieder zu Berg. Nun ging der Tag schon zu Ende, und sie saßen bei der Severina, der Jaun ganz nahe am Bett, die Cille drüben an der Wand auf einem Stuhl, die Clari-Marie am Fenster, durch die Scheibe starrend, durch die sie nichts sah als dunkeln Himmel und ein paar unruhig flackernde Sterne. Die sahen aus, als müßten sie im Sturm erlöschen.

Die Cille hatte verweinte Augen. Der Jaun hatte die Unruhe noch immer an sich, die ihn nirgends litt; er stand auch jetzt wieder vom Bett auf und trat hinaus in die Stube, und als die Cille ihm nachkam und flüsterte: „Gerade gut scheint sie jetzt, die Severina," sah er sie mit einem Blick an, als stieße sie ihm ein Messer ins Herz, und sagte: „Kein Fieber — das — weiß ich schon — wie das ist!"

Das Gesicht der Clari-Marie war reglos, kein Zittern war darin, kein Seufzer brach von ihr; wie aus Stein war sie eine; so war sie nun, seit der Jaun das gesagt hatte, das: „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?"

Als der Jaun und die Cille zurückkamen, hatte sie des Doktors Platz am Bett eingenommen. Sie und die Severina sprachen beide zusammen. „Gerade habe ich es gesagt zu der Base," begann die Severina lauter, „so leicht ist mir jetzt — so — so anders." Und sie lächelte.

Der Jaun ging zum Fenster hinüber, wo die Clari-Marie gesessen hatte. Er hatte genickt, als die Severina gesprochen hatte, schlenkerte mit den Armen unter ihrem Blick, unbeholfen wie ein Schulbub; jetzt sagte er: „Ja — ja — schlaf jetzt nur wieder, wenn du kannst."

Die Cille setzte sich an ihren alten Platz.

Die Lampe, die auf dem Tisch mit der weißen Decke und den zwei Waschbecken brannte, warf einen roten Schein auf das Bett, die zarte Severina und die dunkle, schwere, breite Clari-Marie.

„Am Ende," wandte sich die Severina wieder an den Jaun, „wird es doch besser jetzt."

„Ja, ja," gab er zurück. Er durfte sie nicht ansehen dabei; so flog sein Blick zerfahren über Diele und Wände.

Da hob sich das Mädchen plötzlich im Bett: „Jesus, was ist jetzt das!" schrie sie auf, der junge Leib bäumte sich im Krampf auf: „Jesus, Base!" schrie sie noch einmal.

Die Clari-Marie stand jetzt neben ihr, beugte sich über sie und legte die Arme um sie. Alles an ihr war stark und aufrecht. Sie stützte die Severina mit ihren festen Armen und gab ihrem Kopf die Brust zur Stütze. Dann begann sie: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!"

Die Severina lehnte sich an sie. „Base, Base," ächzte sie, aber es klang immer friedlicher, leiser, ergebener.

Die Clari-Marie stand wie eine Säule. So stützte sie die Weiber, die in Schmerzen sich wanden, so die, die nicht sterben konnten. Ihre Stimme klang klar und ruhig; das gab ihr eine seltsame Macht, jetzt, wo alles Kampf und Qual und Unruhe war.

„Base," seufzte die Severina. Ihre Kraft schwand; aber noch immer dauerte das Ringen zwischen Leben und Tod. Und die Clari-Marie hatte inmitten dieses Ringens ein Gefühl, das ihr Wohltat war: dein ist sie jetzt, die Severina, dich braucht sie, dich allein! Die schmächtige Gestalt zitterte und zagte in ihren Armen. „Dich braucht sie!" schrie es in ihr.

Plötzlich litt es den Jaun nicht länger, der leichenfahl, die Züge verzerrt, mit schlenkernden Armen drüben an der Wand gelehnt hatte. Die Cille hatte einen Blick auf ihn getan, und so schrecklich sah er aus, daß sie zu ihm trat. „Jaun, Bub," mahnte sie mit unsicherem Ton.

„Jetzt — jetzt — stirbt sie," keuchte er. Dann warf er sich auf die Knie wie von Sinnen und kroch zum Bett. „Stirb jetzt nicht — stirb nicht!" bettelte er. „Severini!"

Da war es in einem letzten Aufflackern, daß die Severina die Augen auftat und in sein Gesicht sah, das über den Bettrand heraufblickte. „Jaun, lieber Jaun," sagte sie. Es war wie ein kleines, glückliches Aufjauchzen, als ginge ihr just eine Erkenntnis auf, etwas, woran sie bisher nicht gedacht hatte, etwas Freudiges, Großes! Als sie es gesagt hatte, sank der Kopf an der Brust der Clari-Marie seitwärts. Den Lippen entfuhr ein kurzer, unverständlicher Laut; dann verließ den Oberkörper die Kraft. Die Clari-Marie ließ ihn in die Kissen gleiten.

(Fortsetzung folgt)

Das Kreuz von Seelze.

Skizze von Eilhard Erich Pauls.

Beim vierten oder fünften Gang hatte der Chevalier de la Croix, Pierre de la Croix et de Sainte Marie, seinen drei Zoll tiefen Stich in die Brust weg. Sie fochten sehr kavaliermäßig mit dem Stoßdegen. Der Chevalier war in das Heidekraut geglitten, und der Arzt, Magister Christianus Albus — denn Krischan Witt nannte ihn am Hannöverschen Hofe keiner mehr — beugte sich über den Verwundeten.

„Ja, und das hat ein Bauerntölpel getan und noch dazu einer aus Hinterpommern", sagte der gelbe Cumberlanddragoner, der nun mit verschränkten Armen daneben stand, die siegreiche Waffe, von der ein dünner Blutstropfen langsam herab rann, an sich drückend. Um den Bauerntölpel, den ihm der Chevalier an den Kopf geworfen hatte, nicht einmal um einen aus Hinterpommern, war der Handel gegangen.

Trotzdem griff der stolze Chevalier gerade dieses Wort auf und liebkoste es zärtlich. „Aus Hinterpommern!" seufzte der Chevalier.

Aber Magister Albus, Krischan Witt, unterbrach den Verwundeten, denn er hatte genug gesehen. „Euer Gnaden sollten an etwas anderes denken", sagte er ernst. „Aus Hinterpommern sind wir schließlich alle. Aber mit Euer Gnaden geht es zu Ende. Und der Herr Chevalier de la Croix et de Sainte Marie, Marquis de Perignan und de Castellneuf, sind kein Bauerntölpel gewesen. Das wissen wir." Er brauchte immer zu viel Worte für eine glatte Tatsache.

„Hinterpommern!" seufzte der Herr Marquis, und Hans Kreuz, der Obristleutnant der Cumberlanddragoner, trat langsam näher, beugte sich nieder und reichte dem besiegten Gegner die Hand hin. Der wollte sie flüchtig berühren, dann hielt er sie fest und ließ sie nicht los. Es war eine Welle warmen Blutes durch die Hände und durch die Körper gelaufen. Sie hatten es beide gefühlt, und der Sieger im Ehrenhandel, Hannes Kreuz, kniete verwirrt nieder. Der Sterbende sammelte seine Gedanken. Er hatte kein Zeit mehr, verwirrt zu sein.

„Es ist aus, Herr Obristleutnant. Ich danke Ihnen." Das Sprechen ging noch, obwohl die Stimme tief unten rasselte. „Es ist nichts mehr. Ich hätte das nie gedacht."

Der Obristleutnant lachte kurz auf. Dann schämte er sich doch. „Ich bitte um Vergebung, Chevalier", sagte er.

Aber der Sterbende schüttelte müde den Kopf, in dem die Nase spitz und scharf wurde. „Es ist nichts, Kamerad", tröstete er. „Es hat keinen Wert mehr zu leben."

„Euer Gnaden!" mahnte der Arzt und dachte an Perignan und Castellneuf, das er nicht kannte, und wollte weiter sprechen. Aber der Marquis schob ihn lächelnd hinweg.

„Als man jung war —" flüsterte der Marquis. Der Obristleutnant beugte sich herab, und die Herren, die da herum standen, lauschten. Und der Arzt, Magister Christianus Albus, nickte bedächtig. Denn so fingen sie alle an, wenn sie zum Ende kamen: „Als man jung war —"

„Da glaubte man ja an Gott", flüsterte der Sterbende, „man hatte einen Halt und war glücklich in seiner Sicherheit. Das, ach ja, Kamerad, das war Hinterpommern."

„Mein Gott, Chevalier!" stöhnte der Obristleutnant. „Was will der Herr mit Hinterpommern? In der Provence muß das gewesen sein oder sonstwo im Königreich der Lilien. Ich kenne mich da nicht aus. Denn aus Hinterpommern bin ich doch." Er war beinah verzweifelt.

Der Chevalier hob seinen Blick und sah in das Gesicht seines Gegners. Er blickte dem Andern gerade in die Augen, und der Dragoner versuchte, seine Augen offen zu halten. Aber das war nicht leicht. Der Chevalier seufzte. Er machte ein Gesicht wie einer, der vergebens gesucht hatte. „So, also der Herr Kamerad ist auch aus Hinterpommern", flüsterte er, und es war im Flüstern etwas wie ein fernes Glück. „Der Krischan Witt stammt auch aus Hinterpommern. Er ist aus Polzin. Aber ich meine nicht Polzin. Petershagen meine ich." Er streichelte den Namen mit Zärtlichkeit. „Petershagen!"

Der Obristleutnant wurde auf einmal weiß im Gesicht. Er beugte sich über den Sterbenden und blickte ihn erschrocken an. „Petershagen!" stotterte der Obristleutnant.

Der Chevalier nickte glückselig. „Aber dann kommt so vieles, was dieser Gott verantworten kann", flüsterte er leise. „Das Leben ist wunderlich. Seinen Gott hat der Mensch ja nun verloren. Aber einen Halt will er doch haben. Ich hätte das nie geglaubt, Kamerad, daß ich in diesem Duell fallen könnte."

„Petershagen!" antwortete der Cumberlanddragoner. „Natürlich Petershagen. In welchem anderen hinterpommerschen Neste sollte es auch gewesen sein?"

Aber nun richtete der Chevalier sich ein wenig auf. Der Magister Albus Witt aus Polzin stützte ihn. Und als er mühsam ein wenig aufgerichtet war, nahm er des Gegners Hand und wandte sich um, stierte eine lange Zeit in die Handfläche hinein. Dann schüttelte er müde den Kopf. Aber die Hand des Dragoners, so stoßsicher sie gewesen war, zitterte.

„An sein Schicksal sollte einer doch glauben können", seufzte der Sterbende.

„Es läuft keiner seinem Schicksal weg", würgte der Obristleutnant. „Er rennt ja selber hinter ihm her."

Aber der Chevalier war müde. „Ich hatte auch, gerade darauf hatte ich gebaut", flüsterte er und legte den Kopf zurück, auf Krischan Witts Knie. „Es hat keinen Wert mehr zu leben", flüsterte er, „wenn alles dieses in die Brüche geht."

Aber es antwortete niemand. Krischan Witt griff nach dem Puls des Verwundeten und zählte leise.

„Da war eine Hexe —" sang der Sterbende.

„Ein Taternweib", antwortete der Obristleutnant. Er fürchtete sich.

„Sie wußte dem Menschen sein Schicksal zu deuten", sang der Sterbende. Seine Stimme wurde hell und hoch.

„Aus der Handfläche, Chevalier", antwortete der Obristleutnant. Aber seine Lippen zitterten.

„Darum zogen wir beide weg, weil wir Brüder waren", sang der Chevalier.

„Und suchten in der Fremde unser Glück", antwortete der Obristleutnant. Sein Stimme war rauh und gebrochen.

„Unser Glück?" seufzte der Sterbende. Er lächelte müde. „Das haben wir auch nicht gefunden, Kamerad. Nicht einmal das", seufzte er traurig. „Denn auch das ist nicht wahr gewesen."

„Was die Hexe gesagt hat?" fragte der Obristleutnant und beugte sich tief nieder zu dem Gesicht des Sterbenden.

„Das Schicksal!" flüsterte der Chevalier. „Es hat auch gelogen."

„Sie sagte —" Der Obristleutnant lag über dem Sterbenden. „Die Hexe sagte —" Er biß sich in die Lippen und atmete schwer. „Die Hexe prophezeite —." Dann stieß er die Worte hart und zornig heraus: „Daß Einer von der Hand des Andern fallen werde." Aber dann sank sein Gesicht auf das des Sterbenden herab. „Peter!" stöhnte er. „Peter!"

Und der Andere, der Chevalier Pierre de la Croix, ehe der Tod ihn umfing, lächelte glücklich. „Hannes!" flüsterte er. „Nun ist alles gut."

Der Obristleutnant küßte den Chevalier. Die Tränen rannen ihm aus den Augen. „Nun hat die Hexe doch recht behalten."

Aber der Chevalier war glücklich.

Krischan Witt aus Polzin ließ den Körper in das Heidekraut sinken. „Es läuft keiner seinem Schicksal weg, Herr Obristleutnant", sagte Magister Albus.

Der Obristleutnant, Hannes Kreuz aus Petershagen in Hinterpommern, zerbrach den siegreichen Stoßdegen und legte die Stücke auf die Brust seines toten Bruders.

„Chevalier Pierre de la Croix et de Sainte Marie, Marquis de Perignan et de Castellneuf", sagter der Arzt. „Ja, auch bloß aus Hinterpommern, Peter Kreuz aus Petershagen und Krischan Witt aus Polzin —"

Bei Seelze im Hannöverschen. Ein steinernes Kreuz bezeichnet noch heute die Stelle. Rot blüht die Heide.

Der Tod auf der Straße.

Skizze von Erich Janke.

Die Abenddämmerung brach herein, der Regen klatschte an die großen Spiegelscheiben des vornehmen Kaffeehauses, während ein Licht nach dem anderen aufflammte. Arnold starrte aus seinem Sessel auf die Straße in einer Stimmung, die ihm selbst vollkommen unbegreiflich schien. Er sah die aufgespannten Regenschirme in endloser Reihe vorbeihasten, fing hier und da einen erstaunten, neugierigen oder ärgerlichen Blick auf, ohne sich die Mühe zu machen, darüber zu philosophieren. Plötzlich betastete er sich von oben bis unten, knöpfte den Rock auf und zu, strich sich über die gescheitelten Haare und schüttelte leise den Kopf. War denn das alles Wirklichkeit? Saß er tatsächlich hier in diesem wohldurchwärmten Raum im weichen Sessel an einem Marmortischchen inmitten von gut gekleideten und, wie es schien, sehr zufriedenen Menschen? Sah ihm denn niemand etwas an, fiel nichts an ihm auf, unterschied er sich gar nicht von den anderen jüngeren Herren, die zahlreich umhersaßen? Sein Blick glitt über vollständig gleichgültige Gesichter — er fuhr noch einmal mit der Hand über seinen Rockärmel — es war alles trocken, sauber und glatt. Und wie sah es in seinem Inneren aus?

Noch vor zwölf Stunden grenzenlose Verzweiflung, quälender körperlicher Schmerz bis in die Fingerspitzen bei jedem Gedanken an die unglückliche verlorene Liebe, und dann plötzlich jener Augenblick, in dem er den letzten Entschluß faßte! Und jetzt? Zitterte irgend welche Erregung in ihm nach, oder fühlte er auch nur Abspannung und Ermüdung? Nichts von alledem, eine grenzenlose Gleichgültigkeit beherrschte ihn, er wollte an gar nichts denken, am wenigsten an die Ereignisse der letzten Stunden.

Ein feuchter Luftzug berührte seine Stirn, der Windfang der Tür drehte sich, ein Zeitungsverkäufer kam herein. Arnold ließ sich das Abendblatt geben, und als er die erste Seite umblätterte, fiel sein Blick auf eine fettgedruckte Meldung „Selbstmord des Malers Bach!" Am Morgen war es geschehen — wirklich, die großstädtische Berichterstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Aber diesmal stimmte die Sache nun doch nicht ganz. Der „Unglückliche" blieb nicht verschwunden, wie es hieß, sondern tauchte bewußtlos am Rande des Stauwehrs auf, wo ihn kräftige Arme herauszogen. Schon nach wenigen Stunden hatte er sich erholt und fuhr nach Hause.

Jetzt saß er, der Maler Arnold Bach, hier im Kaffeehause und las seinen eigenen Todesbericht; Auch Eva würde ihn vielleicht im gleichen Augenblick lesen. Er legte das Blatt vor sich auf den Tisch und starrte in die Luft, ohne eine Miene zu verziehen. Plötzlich fing er an, sich auszumalen, wie sie ihre blonden Wuschelhaare zurückstrich und ihre grauen Augen über die Zeilen huschen ließ. Er sah sie förmlich greifbar vor sich, wie sie den Telephonhörer abhob, um ihrer Freundin mit künstlich belegter Stimme diese Neuigkeit mitzuteilen. Diese Frau hatte er geliebt? Um ihretwillen tat er den Sprung der Verzweiflung nach einer Nacht voll Qual, Eifersucht und Hoffnungslosigkeit! Wie war das nur möglich? Unglaublich lächerlich kam er sich als lebender Selbstmörder vor. Wie mußte man sich denn eigentlich in dieser Rolle der Welt gegenüber benehmen, wenn man in sie zurückgekehrt war und wieder mit Menschen in Fühlung kam? Es konnte doch niemand zu ihm sagen: „Ach, wie geht es Ihnen? Ich dachte, Sie wären tot!" Entschuldigte man sich seinen Freunden und Bekannten gegenüber, wenn man wieder auftauchte? War solches Zusammentreffen komisch oder peinlich? Wie würde man sich künftig zu ihm verhalten? „Unsagbar lächerlich ist das!" flüsterte er unwillkürlich vor sich hin, und in diesem Augenblick wußte er, daß seine Liebe zu Eva keine seelischen Bindungen gehabt hatte. War er jetzt gänzlich frei? Er sah auf die Straße hinaus und fühlte den Wunsch, sich eine Weile in dem Menschengewühl treiben zu lassen.

Da huschte eine schlanke Frauengestalt im blauen Mantel gerade an der Spiegelscheibe vorüber. Hatte er sich getäuscht. War das nicht Eva? Erkannte sie ihn? Er bildete sich ein, ihr Gesicht mit einem spöttischen Lächeln genau gesehen zu haben. Im Augenblick sprang er auf, riß seinen Überzieher vom Haken, warf dem Kellner das Geld hin und stürzte hinaus. Ein wildes Haßgefühl trieb ihn vorwärts, er wollte sie einholen und in aller Öffentlichkeit beschimpfen. Er fühlte sich fähig, ihr auch Schlimmeres anzutun. Wie hatte er nur jemals annehmen und hoffen können, daß diese Frau sein Künstlertum zu unerhörten Schöpfungen anfeuern würde? Durch sie wollte er mit einem Sprunge auf den Gipfel des Ruhmes gelangen? Welcher Irrtum, welche ungeheuerliche Selbsttäuschung waren diese Gedanken gewesen! Nichts verband ihn mit ihr. — „Nichts" — wiederholte er laut, aber er beschleunigte seine Schritte, hielt wie unter einem magischen Zwang die Blicke auf den blauen Mantel geheftet, der in der vorwärts hastenden Menge auftauchte. Gleich mußte sie den großen Platz erreicht haben und konnte dem verfolgenden Manne im Gewühl aus den Augen kommen. Mit wenigen Schritten war er an ihrer Seite und trat vor sie hin.

Sie erkannte ihn sofort. Mit entsetzten Blicken starrte sie ihn, den Lebendigen, an, streckte die Hände wie zur Abwehr aus und rannte blindlings vorwärts, mitten hinein in den rasenden Verkehr. Ein vielstimmiger Schrei ertönte, Bremsen knirschten, Scheiben splitterten — eine Männergestalt durchbrach gleich darauf die dichte Menschenkette, und Arnold hielt niederknieend die Sterbende in den Armen, um dann ein Tote sanft niederzulegen. Ihr blasses Gesicht zeigte keinen Schrecken, eine rätselhafte Verklärung der schönen Züge schien auf Augenblicke die Menge zu rühren, dann verschlang das brausende Leben alles.

Wenige Monate später war das Bild des Malers Arnold Bach „Der Tod auf der Straße" das Tagesgespräch auf der großen Ausstellung und sein Schöpfer berühmt. Die Tote gab ihm, was die Lebende nicht gewähren konnte: das große Erlebnis seines Künstlertums.



* **Hinrichtung im Schlaf.** Indische Fakire verstehen es, sich selbst in hypnotischen Schlaf zu versetzen, was unter Umständen von größter Nützlichkeit sein kann. Ein junger Mann, der wegen eines Mordes in Chicago hingerichtet werden sollte, entschloß sich, im Schlaf ins Jenseits überzusiedeln und versuchte seine Kräfte wochenlang zu konzentrieren, um dem Beispiel indischer Fakire folgen zu können. Es gelang dem Delinquenten, der auf den Namen Harry Churchill hörte, es so weit zu bringen, daß er auf Wunsch in einen vollständig todesähnlichen Schlaf versinken konnte. Er schlief bereits 3 Tage vor der festgesetzten Hinrichtung ein und konnte nicht geweckt werden. Man versuchte sogar mit glühendem Eisen den Unglücklichen zum Bewußtsein zurückzubringen, aber auch das wollte nicht gelingen. So blieb der Gefängnisverwaltung nichts anderes übrig, als den Todeskandidaten im Schlafe hinzurichten. Da man in Chicago ausnahmsweise die Segnungen des elektrischen Stuhls nicht kennt, wurde Harry Churchill in bewußtlosem Zustande gehenkt.

Lustige Rundschau

* **Kindermund.** In einem Dörfchen an der Donau kommt zu einer Vierjährigen der Onkel zu Besuch. Er geht fast täglich in die Donau baden und nimmt Seife und Handtuch mit. Die kleine Lotte hat eine heillose Scheu vor dem Wasser, wohl, weil man ihr vor dem Ertrinken usw. Angst gemacht hat. Um so mehr wundert man sich, daß Klein-Lotte den Onkel stets zum Baden begleitet, sich ins Gras setzt und wartet, bis er wieder ans Land steigt. Dann geht sie, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, nach Hause. Als man sie nach dem Grund dieses Verhaltens fragt, kommt die treuherzige Antwort: „Damit ich die Seif' und das Handtuch z' Haus trag', wenn der Onkel versauft."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.